

interessant sind hier aufsichtsrechtliche Fragen (Rn. 46 ff.). Eine Einführung in das Verwaltungsverfahren, die vor allem einem vertieften Verständnis der zahlreichen Einzelfragen in der Praxis dient, bietet der Beitrag von Eberhard Schmidt-Aßmann (§ 109). In öffentlich-rechtlich geregelten Benutzungsverhältnissen werden auf den Erlass von Verwaltungsakten zielende Verwaltungsverfahren etwa bei der Zulassung von Nutzern, der Ausleihe von Büchern und besonders bei der Durchführung von Mahnverfahren und der Durchsetzung von Hausverboten durchgeführt. Das Thema Beamtenrecht behandelt Helmut Lecheler in seinem Beitrag über den öffentlichen Dienst (§ 110). Der Verfasser ist ein dezidiertes Befürworter des Berufsbeamtentums auch im Bereich der Leistungsverwaltung. Seine verständlich geschriebene Darstellung ist eine gute Einführung in das Beamtenrecht. Bei der abschließenden Bibliographie freilich vermisst man Wichmann/Langer, Öffentliches Dienstrecht, 6. Aufl. 2007, das derzeit ausführlichste Standardwerk zu diesem Rechtsgebiet. Ein Punkt, der Beamtenrecht und Verwaltungsorganisation gleichermaßen berührt, ist die hierarchische Gliederung der Verwaltung. Wolfgang Loschelder gibt in seinem Beitrag »Weisungshierarchie und persönliche Verantwortung in der Exekutive« (§ 107) einen Überblick zu dem sonst schwer zugänglichen Thema Weisung und Hierarchie im öffentlichen Dienst. Neben Verwaltungs- und Personalrecht spielt insbesondere das Haushaltsrecht eine wichtige Rolle im Bibliotheksalltag. Hier wäre an die Erhebung von Gebühren zu denken. Dieses Thema behandelt Paul Kirchhof in seinem Beitrag über nichtsteuerliche Abgaben (§ 119). Der Beitrag von Markus Heintzen zum Staatshaushalt (§ 120) macht mit den verfassungsrechtlichen Grundzügen des Haushaltsrechts vertraut und vermittelt so wichtige Grundsätze, die beim Haushaltsvollzug zu beachten sind.

Der vorliegende Band des Handbuchs des Staatsrechts bietet eine Fülle kleiner, gut lesbarer Einführungen in bibliotheksrechtlich wichtige Rechtsbereiche des Staatsrechts. Gerade wenn Bibliotheken gezwungen sind, ihre knappen Erwerbungsmittel sinnvoll einzusetzen, sollte auf Qualität geachtet werden und anstelle vieler kleiner Monographien und schnell veraltender Lehrbücher die

Anschaffung dieses soliden Handbuchs erwogen werden, das nicht nur für alle am Staatsrecht interessierten Leser, sondern auch für die Bibliothekare selbst von Nutzen und Interesse ist.

Eric W. Steinhauer

**STRZOLKA, RAINER: Das Internet als Weltbibliothek: Suchmaschinen und Ihre Bedeutung für den Wissenserwerb / Rainer Strzolka.** – Berlin: Simon-Verl. für Bibliothekswissen, 2008. – 177 S.: Ill., graph. Darst.; 21 cm, 400 gr. Literaturverz. S. 150 – 177  
ISBN 978-3-940862-00-6 kart.: EUR 3,00  
ISBN 3-940862-00-2 kart.: EUR 3,00

Suchmaschinen im Allgemeinen, und wegen ihrer großen Marktmacht vor allem die Suchmaschine Google, geraten zunehmend in die Kritik aufgrund von drei Problemfeldern. Erstens wegen ihrer Praktiken des Datensammelns (persönliche Daten sowie Suchanfragen), zweitens wegen der Intransparenz ihrer Rankingverfahren und drittens wegen der Praxis, gewisse Seiten aus ihren Indizes auszuschließen (aufgrund staatlicher Bestimmungen oder aufgrund von Willkür). Es ist zu begrüßen, dass in der letzten Zeit vermehrt Schriften erschienen sind, die sich mit diesen Themen auseinandersetzen oder doch zumindest auf diese Themen hinweisen. Denn bisher, und das lässt sich vor allem an den prominenteren Beispielen zeigen (Gerald Reichl: »Die Google-Falle«, Wien 2008; Hermann Maurer et al.: »Report on dangers and opportunities posed by large search engines, particularly Google«, [www.iicm.tugraz.at/iicm\\_papers/dangers\\_google.pdf](http://www.iicm.tugraz.at/iicm_papers/dangers_google.pdf)), ist es nicht gelungen, diese Themen wissenschaftlich seriös darzustellen. Aufgrund der gravierenden Mängel in diesen Schriften tun die Autoren ihrem an sich löblichen Anliegen keinen Gefallen, sondern spielen eher denen in die Hände, die solche Kritik als Verschwörungstheorien oder Ähnliches abtun.

#### — Zensur durch Suchmaschinen

Nun hat sich mit Rainer Strzolka ein Bibliothekar mit der Themenstellung beschäftigt. Ihm geht es vor allem um das Thema Zensur durch Suchmaschinen, wobei dieser Begriff bei Strzolka weit gefasst ist. Strzolka geht von der These aus, dass ein Großteil der Informationen im Netz erst gar nicht aufgerufen wird,

da Informationen so kanalisiert würden, dass nur die den Suchmaschinenbetreibern genehmen Informationen den Nutzer auch tatsächlich erreichten. Schuld daran seien aber nicht die Suchmaschinenbetreiber allein, sondern vielmehr die Nutzer, welche »selbst [entscheiden], was sie zu Gesicht bekommen, da sie Angebote aktiv aufsuchen müssen« (S. 48). Insofern sei das faktische Suchmaschinenmonopol »von den Nutzern selbst erzeugt, weil sie zu bequem waren, andere Suchmaschinen auszuwählen, als jene, die der Hausprovider vorverlinkt hat« (S. 53). Der erste Teil dieser Argumentation ist in der Tat nachvollziehbar: Wenn man ein Monopol von Google beklagt, muss man sich auch fragen, warum die Nutzer kaum andere Suchmaschinen verwenden. Gerade das Beispiel Google zeigt allerdings, wie eine Suchmaschine erfolgreich werden kann, ohne dass sie (zumindest in den ersten Jahren) vom »Hausprovider vorverlinkt« wird.

Zu fragen ist aber, warum ein Suchmaschinenmonopol für die Nutzer schädlich sein soll. Die Antwort fällt bei Strzolka recht simpel aus: »Das Internet bietet auf der Basis von Monopolsuchmaschinen keine Informationsfreiheit, sondern die gleiche Informationsbasis wie Öffentlich-rechtliches Fernsehen + RTL + BILD + SPIEGELonline + Amazon + Ebay.« (S. 53) Dabei wird angenommen, dass die Suchmaschinen solche Angebote in dem Maße bevorzugen, dass dies einem Meinungsmonopol gleichkommt. Zu differenzieren wäre hier aber nach einem Monopol hinsichtlich der Marktmacht (Google mit 90 Prozent Marktanteil in Deutschland) und einer solchen Meinungsmacht. Die Anfragen an Suchmaschinen zeigen eine unglaubliche Spannweite, in ihrer Verteilung den typischen »long tail«. Dies bedeutet, dass zwar einige Anfragen sehr häufig gestellt werden, das Gros der Anfragen aber nur sehr selten. Daraus ergibt sich eine Unzahl individueller Trefferlisten, die von den Suchmaschinenbetreibern nicht in dem Maße kontrolliert werden können, wie die Vertreter der einfachen These »Marktmacht = Meinungsmacht« annehmen. Strzolka stellt sich dieser Frage leider erst gar nicht.

Lieber greift er die Suchmaschinen für ihr dominierendes Geschäftsmodell an und stellt diese zumindest in die Nähe der (im Buch leider nicht näher de-

finierten) Zensur zu: »[An Google] lassen sich idealtypisch verschiedene Formen von Wissenspräsentation erkennen, die auch für Zensur kennzeichnend sind: Die Maschine zeigt auf ihren Seiten nicht nur die URL der Suchergebnisse, sondern auch Werbung, die automatisch anhand der Suchbegriffe aktuell generiert wird.« (S. 106) Die Erklärung des Zusammenhangs bleibt der Autor leider schuldig, wie auch sonst im ganzen Text sehr viele un belegte Behauptungen zu finden sind. Die Argumentation mit den um die Tref ferliste herum platzierten Anzeigen läuft aber darauf hinaus, dass der Autor beklagt, die Suchmaschinen würden nicht die »richtigen« Suchergebnisse anzeigen: »Gezeigt werden nicht die für einen Suchenden wirklich relevanten links, sondern jene, die am besten an das hausei gene Rankierungsprinzip angepasst sind; mithin also dem Mainstream angehören weil sie ihn machen.« (S. 108)

Zusammengefasst geht es Strzolka um drei Elemente der Zensur (S. 128): Erstens würden Suchmaschinen durch geheime Algorithmen zensieren, zweitens durch Werbung und das Sammeln von Nutzerdaten, drittens würden Unternehmen wie Bertelsmann über Suchmaschinen ihre pädagogischen Ansprüche durchsetzen wollen, deren Motivation allerdings bei genauerer Betrachtung in der Sicherung von Marktanteilen liegen würde.

Sicherlich haben alle diese Fragen ihren Stellenwert und bedürften einer näheren Untersuchung. Das vorliegende Buch leistet diese allerdings nicht, sondern begnügt sich mit einer polemischen, oft fehlerhaften Darstellung von Suchmaschinen und Zensur. Die Polemik geht dem Leser schnell auf die Nerven. Hierzu nur ein Beispiel unter zu vielen: Fernsehen ist nach Strzolka »ein Medium der Einsamen und Kontaktgestörten« (S. 94); »im Grunde kann man jemanden, der jeden Tag mehrere Stunden vor dem TV verbringt, als denkendes Wesen nicht mehr ernst nehmen« (S. 62).

#### **— Zu viele Fehler**

Weit schlimmer wiegen aber die zahlreichen Fehler, Ungenauigkeiten und Wissenslücken in Bezug auf die Suchmaschinen. Im Verlauf der Lektüre erschrickt der Leser: Der Autor scheint vom Kern seiner Untersuchung nicht viel zu verstehen! So kommt es, dass er auch die zentrale Fra-

ge des Buchs, nämlich die nach den Alternativen zu Google und Co., nur unzureichend beantworten kann. So schreibt er zwar: »Es gibt jede Menge Suchmaschinen, die spannendere, verschiedenartige, präzisere und weniger kommerzielle Ergebnisse liefern als Yahoo, MSN und Google.« (S. 53) Es wird noch darauf einzugehen sein, um welche es sich dabei handelt. Zuerst ist aber die Frage zu stellen, was denn »spannendere«, »verschiedenartige«, »präzisere« und »weniger kommerzielle« Ergebnisse sind. Welche Ergebnisse man nun spannend findet, mag dem persönlichen Geschmack geschuldet sein. Die Verschiedenartigkeit der Ergebnisse von Suchmaschinen lässt sich aber messen – und sie wurde auch in verschiedenen Untersuchungen gemessen, die dem Autor aber allesamt unbekannt zu sein scheinen, zumindest werden sie nicht zitiert. Ebenso verhält es sich mit der Frage nach den »präzisieren« Ergebnissen. Die Informationswissenschaft verwendet seit Dekaden Maßzahlen, um eben diese Präzision der Suchergebnisse zu messen. Entsprechende Untersuchungen zu den Web-Suchmaschinen liegen zahlreich vor – allerdings zeigt sich eben in diesen Studien (oder schon in den Pretests), dass die von Strzolka als »Monopolsuchmaschinen« verteuflten Suchwerkzeuge der Konkurrenz deutlich überlegen sind. Dies mag nicht für jede Spezialsuche und auch nicht für jede individuelle Anfrage gelten, dieser Differenzierung stellt sich Strzolka aber leider auch nicht. Bleiben die »weniger kommerziellen« Ergebnisse: In der Tat gibt es hier einen Forschungsbedarf. Es wäre eine Untersuchung wert gewesen, inwieweit kommerziell betriebene Suchmaschinen kommerzielle Treffer bevorzugen. Allerdings ist auch das Umgekehrte denkbar: Würden sich solche Suchmaschinen nicht gar schaden, wenn sie kommerzielle Treffer nach oben bringen würden? Die Unternehmen hätten es dann doch vielleicht gar nicht mehr nötig, Anzeigen bei den Suchmaschinen zu schalten ...

Welche Suchmaschinen empfiehlt uns der Autor nun? Neben einer unkommentierten Auflistung von 100 Suchmaschinen (S. 131) werden als »Alternativen auf höchstem Niveau« Metager2, Scirus, Yacy und Seekport genannt (S. 54); als »exzellente wissenschaftliche Suchmaschinen« (S. 32) werden Exalead, Vivisi-

mo, Scirus und Metager genannt. Diese führten aber »ein Schattendasein unterhalb des erdrückenden Mainstreams, obwohl sie bessere und vor allem weniger kommerziell gelenkte Ergebnisse liefern« (S. 32).

Von den genannten »wissenschaftlichen Suchmaschinen« beschränkt sich exakt eine, nämlich Scirus, auf wissenschaftliche Inhalte. Allerdings scheint dem Autor hier entgangen zu sein, dass es sich bei dem Betreiber um die Firma Elsevier handelt, die sicher auch nicht ganz frei von kommerziellen Interessen ist. Die drei weiteren genannten Suchmaschinen sind gar keine wissenschaftlichen Suchmaschinen. Weder im Sinne von einer Beschränkung auf wissenschaftliche Inhalte, noch (mit Ausnahme von Metager) im Sinne nicht profitorientierter Betreiber. Dazu kommt, dass es sich sowohl bei Metager als auch bei Vivisimo um Metasuchmaschinen handelt, die gar keinen eigenen Datenbestand bereitstellen.

Als weitere Alternativen nennt Strzolka Metager2, Yacy und Seekport. Für Metager2 gilt das Gleiche wie für Metager selbst, Yacy ist eine experimentelle Peer-to-peer-Suchmaschine, die aufgrund ihrer Struktur keinen verlässlichen Index und damit keine reproduzierbaren Suchergebnisse liefern kann. Seekport ist eine kommerzielle Suchmaschine wie die anderen, von Strzolka kritisierten auch, welche allerdings, wenn man sie systematisch testet, deutlich schlechtere Ergebnisse bietet als die Konkurrenz.

Bleibt die Frage nach den Recherche-strategien: Strzolka wendet sich explizit gegen die durchschnittlichen Web-Nutzer, »weil sie nicht die geringste Lust haben, ihr Gehirn zu nutzen und größeren Wert auf eine simple One-Word-Abfrage legen als auf differenzierte Suchmuster« (S. 132). Die von ihm empfohlenen Alternativsuchmaschinen würden sich allerdings »gegen die primitive Einwortsuche [sperrern] und sie verlangen vom Anwender, dass er weiß, was er fragen will und dass er diese Frage auch formuliert« (S. 33). Um dem bisher dummen Nutzer diese Formulierung zu erleichtern, gibt Strzolka einen hoffnungslos veralteten Überblick aus der »Suchfibel« wieder. Man fragt sich, ob der Autor tatsächlich die von ihm empfohlenen Suchmaschinen bei seinen Recherchen verwendet

und dort die teils gar nicht mehr funktionierenden Operatoren eingibt.

#### Keine Empfehlung

Diese Aufzählung von Fehlern und Fehleinschätzungen ließe sich geradezu beliebig fortsetzen. Insofern kann das Buch leider in keiner Weise empfohlen werden und ist, wie auch schon die eingangs genannten Google-kritischen Titel, zwar thematisch interessant, jedoch in seiner Ausführung handwerklich so schlecht, dass das eigentliche Anliegen des Autors in der Fülle der Fehler untergeht. Eine genauere Recherche hätte man auf jeden Fall erwarten dürfen – schließen wir mit einer Rechercheempfehlung des Bibliothekars Strzolka: »Jemand, der Denken kann, geht beispielsweise in eine Bibliothek.« (S. 132)

Dirk Lewandowski